

Hans Joas

Dankesrede 17.12.2024

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

Wolfgang Thierse und ich haben vereinbart, daß ich zuerst spreche – obwohl er nach Prominenz und Anciennität offensichtlich vor mir kommen müsste. Aber diese Regelung war sein ausdrücklicher Wunsch.

Ich beginne mit Worten des Dankes in unser beider Namen, an erster Stelle an Herrn Erzbischof Koch. Ohne seine Initiative wäre – bei allem Respekt vor der Weisheit des Papstes sei das gesagt – diese Ehrung gewiss nicht erfolgt. Ob die Entscheidung für den 17. Dezember als Tag der Ehrung – es ist nämlich der Geburtstag von Papst Franziskus – auf den ausdrücklichen Wunsch des Papstes zurückgeht, weiß ich nicht... Der anwesende Apostolische Nuntius, Erzbischof Eterovic, dem ich ebenfalls danken möchte, kann uns darüber wahrscheinlich Aufklärung geben.

Dann danke ich Pater Klaus Mertes, der mit seiner heutigen Laudatio wieder ein hinreißendes Beispiel seiner glänzenden Rhetorik geliefert hat. Diesen Dank verbinde ich mit einer Empfehlung: Lassen Sie sich seine Predigten und Gottesdienste nicht entgehen, regelmäßig etwa in der Jesuitenkirche St. Canisius am Lietzensee. Seine Worte und Gedanken beschäftigen mich oft die ganze folgende Woche – und das kann ich guten Gewissens nicht über alle Predigten in allen Berliner Kirchen sagen.

Dann gebührt ein Wort des Dankes Christine Gerhardt und Tilman Muthesius für die wunderschöne musikalische Begleitung dieses Abends auf der Gambe. Es war ein persönlicher Wunsch von meiner Frau und mir, daß barocke Musik, und genauer diese, zu Gehör gebracht wird. Ich habe von meinen Ursprüngen als bayerischer Katholik her eine große Liebe zum Barock, vor allem allerdings zur Architektur und Kunst, aber meine Frau ergänzt dies durch ihre kenntnisreiche Liebe zur Musik.

Ich danke der Leitung der Katholischen Akademie, Joachim Hake und Maria-Luise Schneider, für vieles und heute ganz besonders für die Möglichkeit, in diesen Räumen zu feiern. Ebenso gilt der Dank allen Beschäftigten der Katholischen Akademie und des Restaurants, dass sie unsere Feier ermöglichen, sowie Ihnen oder Euch allen, daß Sie uns durch Ihre Anwesenheit ehren.

Nach diesen Dankesworten möchte ich kurz etwas zu den Empfindungen sagen, die durch die Verleihung eines hohen päpstlichen Ordens in mir ausgelöst wurden. Mit dem Orden soll der „Eifer“ gewürdigt werden in der „Verteidigung“ der katholischen Kirche und des katholischen Glaubens. An erster Stelle möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich die meisten Auszeichnungen in meinem Leben eher trotz als wegen dieses Eifers erhalten habe.

Das stimmt zwar nicht durch die Bank, aber doch vorwiegend. Die letzte solche große Ehrung war der Preis der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für mein wissenschaftliches Lebenswerk, verliehen Ende 2022. Mit dieser Ehrung hatte ich nicht gerechnet, weil ich weiß, wie groß die Vorbehalte im Milieu der deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften gegen Kollegen sind, deren Gläubigkeit und gar Kirchenbindung öffentlich erkennbar werden. Da die Religionssoziologie eines meiner Arbeitsgebiete ist, werde ich immer wieder gefragt, ob ich mich denn als gläubiger Mensch für unvoreingenommen genug halte, auf diesem Gebiet wissenschaftlich zu arbeiten. Ich habe inzwischen eine Standardantwort dazu parat – in Gestalt einer Gegenfrage: Sollten Sozialwissenschaftler mit Gewerkschaftsmitgliedschaft sich von der Forschung zur Sozialpolitik und den industriellen Beziehungen fernhalten? Sollten Frauen mit feministischen Sympathien die Finger von der Frauenforschung lassen? Es gibt übrigens auch Kollegen, die ihren Vorschlag, sich wieder einmal mit mir zum Bier zu treffen, mit der witzigen Bemerkung verbinden: „Aber nur, wenn Du mich nicht zur Konversion zu überreden versuchst.“ Sehr witzig angesichts dessen, daß ich noch nie in meinem Leben jemand bei solchem Anlass oder in solcher Weise zu überreden oder überzeugen versucht habe!

Mit diesen Bemerkungen will ich mich aber nicht zum armen Opfer des Säkularismus stilisieren. Wolfgang Thierse hat aus der Zeit vor 1990 hierzu ganz anderes zu erzählen und sich ganz andere, ja heroische Verdienste erworben. Aber eine enorme kulturelle Entfremdung zwischen kirchlicher und akademischer Welt gibt es weithin in Deutschland heute gewiss. Die Lage ist sehr unterschiedlich von Land zu Land. In Frankreich scheint mir die Entfremdung noch größer, in den USA geringer. Ich weiß aus meiner Tätigkeit in der akademischen Lehre, daß tradierte christliche Sprache heute weitgehend unverständlich geworden ist. Wenn man etwa über die Eucharistie

als das zentrale Ritual des Christentums in dieser Sprache außerhalb des Faches Theologie spricht, erntet man zumindest verdutzte Blicke, zumeist missmutige Ablehnung. Wenn man aber mit denselben Studierenden über die totemistischen Rituale australischer Aborigines spricht, herrscht atemlose gespannte Stille. Das zwingt zu der Schlussfolgerung: Die einzige Chance für Christen in der akademischen Welt ist heute Zwei- oder Mehrsprachigkeit. Sie dürfen die Kontinuität mit ihrer religiösen Tradition nicht verlieren und nicht umgekehrt die Gläubigen entfremden. Sie dürfen auch nicht die tradierte Sprache nur oberflächlich modernisieren. Sondern sie müssen versuchen, die Wucht der christlichen Botschaft neu freizusetzen, indem sie diese jeweils neu artikulieren. Das ist, wenn es gelingt, auch für die Christen selbst ein Gewinn.

Dies gilt selbst und gerade für die zentralen Bestandteile des Christentums: Was genau besagt das christliche Liebesethos? Worin besteht sein spezifischer Universalismus, worin sein spezifischer Individualismus oder vielleicht besser Personalismus, sein Personverständnis? Was unterscheidet die Institution Kirche von den Institutionen anderer Religionen und von säkularen politischen? Nur auf diesem Wege kann das Christentum wieder in die Offensive kommen.

Der Päpstliche Gregorius-Orden entstammt einer Zeit, in der die Kirche sich in die Defensive gedrängt sah. Sie fühlte sich mit guten Gründen in der Französischen Revolution bedroht, und das nicht nur intellektuell oder kulturell, sondern politisch und während der napoleonischen Kriege sogar militärisch. Kein Wunder, daß sie eine Festungsmentalität entwickelte, die in ihr lauende Gefahr der Selbstsakralisierung zunahm, moderne normative Forderungen wie die nach Gewissensfreiheit abgelehnt wurden. Das hat langfristigen Schaden angerichtet und die Aufgabe der Neuartikulation in unserer Zeit so herausfordernd gemacht.

Diese Neuartikulation betrifft auch die christlichen Kardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung. Ich halte es für eine weise Entscheidung, das kommende Heilige Jahr unter das Motto der Hoffnung zu stellen, weise deshalb, weil heute vielen, auch vielen Christen, Hoffnung besonders schwer fällt. Weithin herrscht eine geradezu apokalyptische Stimmung. Anlässe für diese gibt es genug: Klimawandel und andere ökologische Gefahren, die wieder drohende Gefahr einer Block-Konfrontation mit

einer Eskalation in Richtung eines nuklear geführten Weltkriegs, die Instabilitäten des internationalen Finanzsystems, die Bedrohung der Demokratien auch von innen heraus. Christen dürfen nicht eine weitere apokalyptische Stimme sein, sondern müssen eine Kraft der Hoffnung darstellen. Das geht aber nur, wenn sie sich bewusst bleiben, daß Hoffnung im christlichen Sinn etwas anderes ist als Optimismus. Christen fühlen sich nicht zu einem autosuggestiven Vertrauen auf den glücklichen Ausgang von Krisen verpflichtet. Im Gegenteil müssen wir den Krisen und Gefahren mit schonungslosem Realismus begegnen. Hoffnung ist im Unterschied zu fahrlässigem Optimismus, nach einem berühmten Satz von Václav Havel, „die Gewissheit, daß etwas einen Sinn hat, ohne Rücksicht darauf, wie es ausgeht“.

In diesem Sinne möchte ich noch einmal meinen Dank für die große Ehre ausdrücken und meine Freude deutlich werden lassen über die Gemeinschaft der katholischen Christen, ja aller Christen, hier in Berlin und darüber hinaus. Sie wird am heutigen Abend zum Erlebnis.